

Ulrich A. Müller (Hg.)
Sinnliches Erleben in der kindlichen Entwicklung

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Ulrich A. Müller (Hg.)

Sinnliches Erleben in der kindlichen Entwicklung

**Zwischenleiblichkeit
im Anschluss an D. W. Winnicott**

Mit Beiträgen von Veronika Garms, Joachim Küchenhoff,
Catherine Moser, Ulrich A. Müller, Nele Reuleaux,
Jörg Scharff, Sigrid Schrage, Angelika Staehle,
Rolf-Peter Warsitz und Uta Zeitzschel

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2026 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG
Gesetzlich vertreten durch die persönlich haftende Gesellschaft Wirth GmbH,
Geschäftsführer: Johann Wirth
Walltorstraße 10, 35390 Gießen, Deutschland
06 41 96 99 78 0
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagabbildung: Paul Klee: »Der Neugeborene«, 1922, 145
Paul-Klee-Stiftung, Kunstmuseum Berlin (Hg.):
Paul Klee, Katalog, Bd. 3, 1999, S. 403.

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Druck und Bindung: Druckhaus Bechstein GmbH,
Willy-Bechstein-Straße 4, 35576 Wetzlar, Deutschland
Printed in Germany

ISBN 978-3-8379-3463-2 (Print)
ISBN 978-3-8379-6374-8 (E-Book-PDF)
<https://doi.org/10.30820/9783837963748>
ISSN 2364-0588 (Print)
ISSN 3053-4801 (Digital)

Inhalt

Einführung <i>Ulrich A. Müller</i>	7
Körper – Psyche – Beziehung Zur Entwicklung der Symbolisierungsfähigkeit – aus der psychoanalytischen Behandlung eines fünfjährigen Jungen und eines 29-jährigen Mannes <i>Angelika Staehle</i>	15
Erfahrung, Erinnerung und Erzählung im Spannungsfeld zwischen Biografie, Körperbild und Körpersprache <i>Catherine Moser</i>	33
Mit allen Sinnen: Analytische Beobachtungen extrem kleiner frühgeborener Kinder auf der Neo-Intensivstation Verstehenszugänge mithilfe der Theorien zu psychisch unrepräsentierten und namenlosen Zuständen <i>Uta Zeitzschel</i>	53
Sinne machen Unsinn Über die Widersprüche von Sinnlichkeit und Zwischenleiblichkeit im psychoanalytischen Prozess <i>Rolf-Peter Warsitz</i>	77
Zwischenleiblichkeit im Sein mit Anderen – bei Sinnen sein/zu Sinnen kommen <i>Jörg Scharff</i>	97

Zwischenleiblichkeit und körperliches Selbst Zur Transformationsarbeit am Sinnlichen <i>Joachim Küchenhoff</i>	105
Das Kind sich selbst in seiner Lebendigkeit sichtbar zu machen, ist unsere Aufgabe Ein Gespräch über die Möglichkeiten, sich dem Verstehen früher Entwicklungen von Kindern zu nähern <i>Sigrid Schrage & Ulrich A. Müller</i>	123
Sinneswahrnehmungen, Gegenübertragung und Winnicotts <i>sense of real</i> <i>Veronika Garms</i>	151
»A hole to see the sky through« Über ein aufgehobenes Thema: Sexualität – Zwischen Omnipräsenz und Sprachlosigkeit <i>Nele Reuleaux</i>	175

Einführung

Ulrich A. Müller

»Sinne machen Sinn – auch wenn sie sinnlos scheinen.«
Anonymer Beitrag eines Teilnehmenden des Symposiums

»Der Leib drängt sich uns auf.«
Gernot Böhme, 2019, S. 35

Der vorliegende Beitragsband ist hervorgegangen aus dem fünften Symposium des Winnicott Instituts Hannover. Die Beiträge versuchen, sich den besonderen Fragestellungen zu nähern und diese auch weiter zu entwickeln, die sich – auf Basis von Winnicotts bedeutender Arbeit zum Verständnis der komplexen Verknüpfung zwischen Psyche und Soma – aus der primären Beziehungserfahrung ableiten lassen.

Dabei sollen insbesondere die kindlichen Erlebnishorizonte in der Primärbeziehung und die komplexe Bedeutung des Heraustretens aus diesem Primärbeziehungserleben ins Zentrum gerückt werden. Dieses frühe Erleben ist Ausgangspunkt für die anschließenden Erfahrungen und die involvierten Sinneseindrücke, wie sie physiologisch beschrieben werden können. Diese Physis bahnt auch die psychischen Perspektiven, insofern beide Horizonte ineinander verschränkt sind. Der kindliche Körper ist eine paradoxe »Matrix« der psychischen Entwicklung. Umso bedeutsamer ist daher im Sinne Winnicotts, welche Anlage durch die frühe Mutter-Kind- Beziehung vorbereitet wird, um den Weg zur Bildung einer autonomen psychischen Entwicklung des Kindes möglich zu machen. Die somato-psychische Einschreibung durch die erste Beziehung ist prägend für die weiteren Beziehungen des Kindes und daher auch für die des späteren Erwachsenen.

»Die Fähigkeit, Psyche und Soma zu integrieren, ist eine Leistung, auch wenn diese Leistung auf einer angeborenen Wachstumstendenz basiert, kann sie eben doch nicht ohne die aktive Beteiligung einer Person zustande kommen, die das Kind hält und mit ihm umgeht« (Winnicott, 1990, S. 25).

Zuletzt waren im Rahmen der Forschungen des Winnicott Instituts Diskussionen aufgenommen worden, die die – für Außenstehende nicht ohne Schwierigkeiten verständliche – These: *There is no such a thing as a Baby* (so etwas wie ein Baby, das gibt es nicht) nachvollziehbar machen wollten (Müller, 2019).

Dieses im englischen Original vielzitierte Wort Winnicotts stand im Zentrum der letzten Forschungsdiskussionen am Institut und knüpfte an dessen postkleinianische Tradition der frühkindlichen Studien an. Es meint: Das Neugeborene erlebt sich in den ersten Wochen nach der Geburt als eins mit seiner unmittelbaren Umgebung, das heißt mit dem mütterlichen Körper. Insofern ist »Matrix« in ihrer Zweideutigkeit als empfundene Einheit auch paradox. Diese Einheit ist prägend für die psychosomatische Weiterentwicklung des Kindes. Es wird sich also erst aus dieser unabgeschlossenen Umgebung herauschälen müssen, um physiologisch eine eigene Körperlichkeit entwickeln und sich psychisch infolgedessen auch als Selbstobjekt erleben und bald auch als autonomes Selbst verstehen zu können.

Wie meist verlässt Winnicott den Platz des externen Beobachters und versetzt sich in der Manier eines inwendigen Phänomenologen in das Erleben des betroffenen Kindes und bemüht sich, dessen Perspektive hypothetisch in Worte zu übersetzen. Konsequentermaßen verknüpft Winnicott sein mentales Nachempfinden mit einem hermeneutischen Verstehen, indem er szientistisch verkürzende Perspektiven, die auf der Trennung von beobachtendem Subjekt und beobachtetem Objekt beruhen, hinter sich lässt. Dies erweist sich als eine bemerkenswerte singuläre Perspektive, weil darin eine phänomenologische Darstellung zum Ausdruck kommt, die sich unterscheidet von der Darstellung des objektivierenden psychologischen Forschers, der das Kind mit dem klinischen Blick von außen zu analysieren bemüht ist (vgl. Devereux, 1984). Ob das Kind also passiv erlebt oder sich aktiv um seine Entwicklung bemüht, ist für die Entwicklung selbst nicht entscheidend, weil die sich wechselseitig bedingende Beziehung paradoxe Ursache ihrer selbst ist. »Das Kind, ein lebendiges Wesen, ruht sozusagen in sich, ist aber von Raum umgeben. *Es weiß von nichts außer von sich*« (Winnicott, 1990, S. 31, Herv. d. Autors.).

Das Kind ist nicht Subjekt und doch wird es sich im Nachhinein als treibende Kraft imaginieren. Doch diese Kraft ist es, die es zum Leben bringt. Angetrieben durch die eigene Motorik beginnt es, aus sich heraus diesen Raum – seine Umwelt – zu durchqueren. Im gleichen Zug erlebt es sich, in

seinem Inneren in Unruhe versetzt. Das Erleben des Außen wie auch der Rumor im Innern werden wie eins erlebt und erzeugen Unbehagen. Zunächst »verblüfft« es, wie Winnicott meint, dann ruft es Beunruhigung hervor, die wir nachträglich womöglich als Affekt der Angst beschreiben können, auch wenn es noch kein konkretes furchterregendes Objekt gibt, weil das Rumoren noch keinen Ort hat. Im Gegenteil wirkt die Unruhe herausfordernd, da etwas rührt, was nicht identifiziert werden kann. Es stört. Diese Störung versetzt das Lebewesen aus sich heraus in Unruhe, wie es auch die Mutter affiziert, sodass in einem Zug ein Spannungsfeld zwischen beiden erzeugt wird. Dieses Spannungsfeld ist Ausgangspunkt für den Rumor der Beziehung, die Mutter und Kind in Bewegung setzt.

Es gibt also etwas am Leib selbst, das als different erlebt wird: Der irritierende Zwischenraum zu einem Anderen wird als störend erlebt, sodass er gleichsam als unterschieden erfahrbar wird. Durch die Wiederholung kann aus dem Erleben eine Erfahrung werden. Das Kind beginnt, sich durch die allmählich erwachende Beziehung zur Mutter selbst zu entdecken. Aus der Einheit wird Getrenntheit und aus der vermeintlichen Allmacht wird Abhängigkeit.

Konsequent ist es daher, im Anschluss an die frühe Mutter-Kind-Einheit nach dem Erleben in der Zwischenleiblichkeit zu forschen, das mit dieser frühen Beunruhigung einhergeht. Denn die Differenz führt zum Erleben der Getrenntheit. Winnicott schreibt, dass »in den frühen Phasen der Entwicklung, bevor die Sinne organisiert sind, bevor irgendetwas da ist, das man als autonomes Ich bezeichnen könnte, die Erfahrung sehr schwerer Ängste gemacht wird. Tatsächlich ist das Wort >Angst< hier gar nicht ausreichend«. Denn so fährt er fort, »der Schmerz, den das Kind in dieser Phase erleidet, ist vom gleichen Rang wie derjenige, der den Hintergrund der Panik bildet« (Winnicott, 1990, S. 47). Da es sich hierbei um einen analogen Mechanismus wie den der Abwehr handelt – so Winnicott –, versagt die Erinnerung noch bevor die Sinne sich ordnen können. Das Kind muss aber diese Krise konstruktiv bewältigen. Es wird sich nun – begleitet von der Mutter –, eine Objektwelt schaffen, in der der eigene Körper neben der Mutter Bedeutung erlangt. Wie gedeiht dieses Selbstverhältnis im Zuge des Erlebens der Differenz im Heraustreten aus der Mutter-Kind-Einheit?

»Zwischenleiblich« wird zu einem Ausgangspunkt der erlebten Beziehung. Denn Beziehung wird ja erst erlebt, wo Differenz erfahrbar wird. Solange Mutter und Kind psychisch ungetrennt sind, wird Beziehung

nicht erfahren, auch wenn wir als außenstehende Beobachter zwei getrennte Körper wahrnehmen.

Das Thema des vorliegenden Bandes *Sinnliches Erleben in der kindlichen Entwicklung. Zwischenleiblichkeit im Anschluss an D. W. Winnicott* führt daher fort, wo frühere Forschungsüberlegungen zur Mutter-Kind-Einheit (*nursing couple*) den Weg angebahnt haben: in das Erleben eines Zwischenraums, den Winnicott Möglichkeitsraum nennt, um durch die auftauchenden Objekte zu sich selbst kommen zu können.

Dass der Körper und das unmittelbare Sinneserleben hierbei eine bedeutsame Grundlage darstellen, erscheint evident. Doch bei den in der Sprache agierenden Psychotherapeuten gerät dies oftmals aus dem Blick. Wir befassen uns in erster Linie mit den imaginären und den symbolischen Welten in unseren Vorstellungen, wo der Körper doch stets auch realer Träger der Symptomatik ist. Körperlich wirken sich die Imaginationen und die symbolischen Selbstbildnisse auf unser psychisches Selbstverständnis aus. Insofern kehren wir noch einmal an den Ausgangspunkt zurück, um die Dramatik des Erlebens der Getrenntheit verstehen zu können. Dazu lässt sich die von der Phänomenologie eingeführte Unterscheidung zwischen objektivierbarem Körper und unmittelbarem Leiberleben fruchtbar machen.

Die Fähigkeit zur Bewältigung der erlebten Krise durch die Bearbeitung der Beunruhigung ist eine Herausforderung, die die Kreativität des Kindes ins Spiel bringt, sich selbst Objekte zu schaffen, mit denen es sich leben lässt: Übergangsobjekte, die aus nichts geschaffen werden und dadurch Bedeutung bekommen, dass sie uns helfen, uns aus der Not des Stillstands zu befreien – so wie der Stofffetzen oder auch der eigenen Daumen, wenn die Nahrungszufuhr vorübergehend ausbleibt und der Hungerschmerz beseitigt werden soll. Winnicott schreibt dazu in einem Brief, dass er auf der Anerkennung dieses paradoxen Geschehens besteht, wonach das Kind etwas schafft, was ihm im »Ursprung« der Objektbildung geboten wird (vgl. Winnicott, 1995, S. 15, Fn 13). Diese kindliche Kreation ist zu respektieren und ist doch durch den Übergriff (*impingement*) der primären Bezugsperson in seiner Eigenheit bedroht. Das beschreibt die Tendenz mancher Mütter, die Daseinskontinuität des Säuglings durch unnötige Einmischungen zu stören (ebd., aus der Einleitung des Herausgebers).

»Erleben ist ein Schwarzhandel mit Illusionen, ein sich wiederholendes Eingreifen in das Wechselspiel zwischen der Kreativität und dem, was uns die Welt zu bieten hat« (ebd., S. 77f.).

Imagination, Fantasie und die Fähigkeit zum symbolischen Ausdruck werden zum Dreh- und Angelpunkt, um sich selbst in der Umgebung einen eigenen Raum (Übergangsraum) zu verschaffen und sich dadurch wiederzufinden. In diesem Zuge macht sich das Kind zugleich auch selbst zum Objekt seiner Imagination (so wie es sich im Spiegel selbst zu erkennen glaubt). Es nimmt seinen Körper als Objekt wahr und dies mithilfe seines Körpers. Im Spiegel nimmt es sich selbst als Gegenüber wahr und steht doch davor. Die Spiegeloberfläche trennt und verbindet die beiden Horizonte: Objekt und Subjekt. Das Kind beginnt, sich eine Vorstellung von sich zu machen. Das heißt, es ist getrennt und damit zugleich mit sich auch wieder eins.

Daher wird auch die Sprache, die auch schon vor dem Erwerb des Sprechens die Fähigkeit zum Symbolisieren ermöglicht, zu einem Anker, um sich selbst zu verorten. Schon sehr früh – ohne sie zu beherrschen – »badet das Kind in der Sprache«, die es in seiner Umgebung umhüllt (vgl. Merleau-Ponty, 1994, S. 31). Es badet darin, auch wenn es sie noch nicht zu beherrschen versteht.

Sprache ist auf Körperlichkeit rückführbar. Zugleich ist umgekehrt das Bild, das wir uns von uns machen, immer auch schon symbolisch in Sprache verfasst. Auch wo wir hoffen, das Unmittelbare unseres Selbst erfassen zu können: der Körper, den wir denken, ist in der Sprache aufgehoben. »Ursprünglich ist schon die Existenz der Vorstellung eine Bürgschaft für die Realität des Vorgestellten« (Freud, 1960/1925h, S. 14).

Daher ergeben die Sinne auch nicht immer einen Sinn, wie der Titel dieser Einleitung insinuiert. Der Sinn ist unser Sinn und nicht selbstverständlich universell.

Die von der Phänomenologie im Anschluss an Edmund Husserl, durch Maurice Merleau-Ponty, Bernhard Waldenfels und Gernot Böhme in die Diskussion eingeführte Unterscheidung zwischen Körperlichkeit und Leiblichkeit bedarf daher noch einer ersten vorläufigen Einlassung in diesem Beitragsband, weil sie wiederholt in den folgenden Studien aufgenommen wird.

Die Sprache erlaubt im Deutschen die Unterscheidung zwischen Körper und Leib. Die unterschiedliche Verwendung erschließt sich aus dem Umstand, dass wir seit der modernen wissenschaftlichen Fundierung durch René Descartes den Körper als ein Objekt erfassen, das kategorisch zu unterscheiden sei vom tätigen Verstand (Geist), der dieses Objekt betrachtet, analysiert oder einfach nur wahrnimmt. Kompliziert wird diese kategoriale Unterscheidung, wenn der Körper selbst als sinnlicher Apparat verstanden werden muss, der sich selbst erkennt. Dann wird der Körper zu einem Objekt, das an der Erkenntnis selbst beteiligt ist. Daher empfiehlt es sich, zu unterscheiden zwi-

schen dem sinnlich-leiblichen Erleben eines körperlichen Gegenstands. Der Körper verobjektiviert sich an dem Punkt, an dem er im Erkennen seiner selbst sein leibliches Erleben hinter sich lässt. In der leiblichen Wahrnehmung ist die Trennung zwischen dem Gegenstand und dem Wahrnehmungsorgan aufgehoben. Der Leib ist nicht Gegenstand, sondern selbst beteiligt.

»Leib sein« unterscheidet sich daher vom »Körper haben«. Für die klassische wissenschaftliche Untersuchung birgt dies erhebliche Komplikationen, entspricht dem, was in der Psychoanalyse als therapeutische Ich-Spaltung im szenischen Verstehen diagnostisch relevant ist. Einen Körper können wir wie einen Gegenstand haben und unterliegen daher auch der Illusion, ihn kontrollieren zu können.

Ein Leib hingegen sind wir und leiden gerade oftmals darunter, dass dieser Leib uns eben nicht gehorcht, sondern uns latent in Unruhe versetzt. Wir sind nicht Herr im eigenen Haus, schreibt Freud, und der Leib erinnert uns daran, wenn er uns nicht mehr gehorcht. Daher sind wir auch der Sinnlichkeit ausgesetzt, können sie nur begrenzt modulieren, auch wenn wir die Sinnlichkeit erleben, und die Sinnesstätigkeit wie einen Gebrauchsgegenstand diagnostizieren können.

In der Zwischenleiblichkeit ist latent ein Geschehen präsent, das sich der Identifikation entzieht und dennoch wirksam ist. Dies ist für das wissenschaftliche Verständnis von dynamischen Prozessen in der Psychotherapie bedeutsam, weil sich unbewusste Prozesse in der Begegnung der psychotherapeutischen Tätigkeit zwar nachträglich einordnen lassen können, doch situativ nicht unmittelbar verfügbar sind. Wir erlauben uns im analytischen Verstehen der Psychodynamik daher auch, die Möglichkeit des Nicht-Wissens ins Spiel zu bringen.

In den psychotherapeutischen Behandlungen mit Kindern fällt uns diese Unmöglichkeit des umfassenden Verstehens beständig auf die Füße. Denn, wenn wir meinen, begriffen zu haben, was gerade geschieht, müssen wir nachträglich mit Demut anerkennen, dass uns in der erlebten Szene wieder etwas entgangen ist.

Literatur

- Böhme, G. (2019). *Leib. Die Natur, die wir selbst sind*. Suhrkamp.
Devereux, G. (1984). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (Übers. C. Neubaur & K. Kersten). Suhrkamp.
Freud, S. (1960/1925h). Die Verneinung. In *GW XIV* (S. 9-17). Fischer.

- Merleau-Ponty, M. (1965). *Phänomenologie der Wahrnehmung* (Übers. R. Boehm). de Gruyter.
- Merleau-Ponty, M. (1994). *Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949–1952* (Übers. A. Kapust). Fink.
- Müller, U. A. (Hrsg.). (2019). »*There is no such Thing as a baby*«. *Zur gegenwärtigen Bedeutung der frühkindlichen Entwicklung im Anschluss an D. W. Winnicott*. Psycho-sozial-Verlag.
- Waldenfels, B. (2000). *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2019). *Erfahrung, die zur Sprache drängt. Studien zur Psychoanalyse und Psychotherapie aus phänomenologischer Sicht*. Suhrkamp.
- Winnicott, D.W. (1990). *Das Baby und seine Mutter*. Klett-Cotta
- Winnicott, D.W. (1995). *Die spontane Geste. Ausgewählte Briefe* (Hrsg. F.R. Rodmann). Klett-Cotta.

Körper – Psyche – Beziehung

Zur Entwicklung der Symbolisierungsfähigkeit – aus der psychoanalytischen Behandlung eines fünfjährigen Jungen und eines 29-jährigen Mannes

Angelika Staehle

Einführung

In meiner psychoanalytischen Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, die schwer zu erreichen sind und auf einer konkreten, nicht-symbolischen Ebene funktionieren, wurde die Beziehung zwischen Körpererleben und emotional kognitiven Funktionen zur Verarbeitung von innerer und äußerer Erfahrung für mich zunehmend grundlegend (Staehle, 1997, 1999, 2004, 2006, 2009, 2013, 2016).

Nach einigen theoretische Akzentsetzungen möchte ich mit detailiertem klinischem Material aus den analytischen Behandlungen eines fünfjährigen Jungen und eines 29-jährigen Mannes vermitteln, wie traumatische Beziehungserfahrungen in deren frühen Kindheit die Integration ihres leib-seelischen Erlebens sehr beeinträchtigten. Im Verlaufe der Behandlung nahm bei beiden die Fähigkeit, aus eigener emotionaler Erfahrung zu lernen, zu, was zunehmend symbolisches Denken ermöglichte. Ihre Beziehungsfähigkeit und ihr leib-seelisches Identitätsgefühl veränderte sich wesentlich.

Ich möchte mit dieser Darstellung des Behandlungsprozesses eines Kindes und eines Erwachsenen vermitteln, dass die basalen Elemente der Technik für alle Patienten identisch sind. Denn es geht bei allen Altersstufen um die psychoanalytische Methode der Erkenntnisgewinnung, die auf einem inneren Setting und einer analytischen Haltung beruht. Die Erscheinungsformen, die Phänotypen, sind jedoch unterschiedlich (Bürgin et al., 2016; Staehle, 2019).

Die analytische Arbeit mit allen Altersstufen hilft, in Erwachsenen die Ängste und Nöte des Kindes, das sie mal waren und das seine Spuren hinterlassen hat, zu erspüren, auch wenn dies hinter vielen Worten verborgen ist.

Einige theoretische Akzentsetzungen

Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit Menschen aus ihren Erfahrungen lernen und ein ganzheitliches Erleben von sich und ihrem Körper erlangen?

Wir brauchen von Beginn des Lebens den bedeutsamen Anderen, die frühen Bezugspersonen, die unsere körperlichen Regungen, unsere Gefühlsrudimente, unsere Gesten aufnehmen, verarbeiten und angemessen beantworten. Dazu bedarf es der realen, verkörperten und empathischen Beziehung zu den primären Bezugspersonen. Bereits in den ersten Wochen nach der Geburt erkennen Babys die emotionalen Äußerungen der Mutter oder des Vaters, indem sie Rhythmik, Dynamik und Melodik in ihrem eigenen Leib mitvollziehen und in leiblicher Resonanz mitspüren. Auf diese Weise machen die Babys die unerlässlichen Erfahrungen des Berührt-, Gestreichelt-, Gehalten- und Getragen-Werdens. Zwischen dem Säugling und den primären Bezugspersonen entwickelt ich auf non-verbaler Ebene eine Tanz- und Gesangsbeziehung. Säuglinge tanzen zur Musik der menschlichen Sprache. Wie wir heute wissen, besitzen Säuglinge die Fähigkeit, bedeutungslose Geräusche (isolierte Vokale) von bedeutsamer Sprache zu unterscheiden (Caper, 2024). Sie sind in der Lage, die Bedeutung menschlicher Sprache zu entdecken, lange bevor sie den semantischen Inhalt verstehen können. Donald Meltzer hat die Auffassung vertreten, dass die Ebene von Gesang und Tanz als eine Urform der Symbolbildung, einer tiefen musikalischen Sprache, es schon ermöglicht, Gefühlszustände mitzuteilen. Er unterscheidet in der Sprachentwicklung zwei Ebenen, die des Gesangs und Tanzes und die der lexikalische Ebene der Wörter (Meltzer, 2009, S. 274).

Die Bedeutung der allerfrühesten Objektbeziehungen für den Aufbau einer psychischen Struktur mit Raum und Zeiterleben, für eine Integration von Körper und Seele wurden in der Nachfolge von Freud, Melanie Klein, Winnicott und Bion und anderen in verschiedenen Modellen konzipiert.

Ogden Differenzierung der psychoanalytischen Praxis in eine ontologische und eine epistemologische Dimension, die in einer dialektischen Spannung zueinanderstehen, ist für meine theoretische Akzentsetzung sehr hilfreich (Ogden, 2025). Nach Ogden ist die ontologische Dimension der Psychoanalyse (*coming into being*, lebendig werden) die Matrix, auf der sich die epistemologische Dimension (*coming to understand*, sich verstehen) entwickelt. Freud und auch Melanie Klein kann man der epistemologi-

schen Dimension zuordnen. Sie waren vorwiegend an der symbolischen Bedeutung der Träume und des Kinderspiels interessiert, während Winnicott und Bion die wachstumsfördernde, lebendige Erfahrung beim Spielen und Träumen hervorhoben. Beide Dimensionen in ihrer dialektischen Beziehung zueinander gehören zum psychoanalytischen Arbeiten.

Winnicott (1958, S. 57ff.) befasst sich mit der primitiven emotionalen Entwicklung des Kindes und beschreibt eindrücklich die Funktion der Mutter, das Kind so zu halten (*holding*) und mit ihm umzugehen, dass es ein Gefühl der »continuity-in-being« ohne zu große »Impingements« erlebt. Nur dann kann der kindliche Entwicklungsprozess von unintegrierten Zuständen hin zur Integration stattfinden. Die psychischen und somatischen Aspekte werden in einem Prozess der wechselseitigen Entwicklung einbezogen. Psyche bedeutet für Winnicott das geistig-seelische Funktionieren, das in Vorstellungsbildern die Erfahrung leibhaftiger Lebendigkeit herstellt (Ogden, 2023, S. 281).

Wichtig ist hier Winnicotts Differenzierung zwischen Körper als ein Ding und Soma als eine Erfahrung. Er spricht daher vom lebendigen Leib und nicht vom Körper.

Wenn die frühe Beziehungsumwelt nicht gut genug ist, findet eine Spaltung in der Ich-Organisation statt, die zu einer Dissoziation zwischen Psyche und Soma führt. An die Stelle von körperlicher Lebendigkeit und eines träumenden Selbst tritt ausufernde geistige Aktivität, die mit exzessivem Denken, sich Dinge ausdenken, sich Dinge verständlich machen, beschäftigt ist. Klinisch kann das mit der Abhängigkeit von der wirklichen Mutter und der Entstehung einer falschen Persönlichkeit auf der Grundlage von Gefügigkeit einhergehen. Dies kann zum autistischen Rückzug beim Kind oder zur Ausbildung von Allmachtsfantasien führen. In seinem wichtigen Aufsatz »Die Beziehung zwischen dem Geist und dem Leib-seelischen« (1958/1949) betont Winnicott die ontologische Dimension, indem er die Begriffe Lebendigkeit und Tot-Sein, Real-Sein und Nicht-real-Sein, den lebendigen Leib, das träumende Selbst, die Kontinuität des Seins und die Unterbrechung der Kontinuität des Seins einführt.

Bion (1990/1962) beschreibt die Voraussetzungen dafür, dass Menschen aus ihren eigenen emotionalen Erfahrungen lernen können. Er beginnt mit dem vorsprachlichen Ursprung des Erlebens, mit der emotionalen Erfahrung und verfolgt den Weg zu ihrer Bezeichnung, zum Wort. Er geht von einem ständig ablaufenden Prozess der Transformation aus, der von primitivsten Inhalten, in denen Körperliches und Geistiges nicht ge-

trennt sind, zu Beta-Elementen, dann zu Alpha-Elementen, zur Symbolisierung und schließlich zur vorbewussten Verbalisierung führt. Dieser Prozess hängt von zwei Menschen ab, die in einer lebendigen, gegenseitigen Beziehung zueinanderstehen, vom Säugling und seiner Mutter, wobei die Mutter eine psychische Funktion für den Säugling ausübt, die dieser dann internalisiert.

Bion geht es weniger um die Inhalte des Denkens als um den psychischen Apparat, der das Denken erst ermöglicht. Wichtig ist zunächst nicht die Bearbeitung der Verdrängung wie bei Freud oder der Spaltung wie bei Klein, sondern wir müssen an dem Ort arbeiten oder ihn erst herstellen, an den Gedanken gedacht werden können. Das heißt, es muss am »Container« selbst gearbeitet werden, bevor wir uns mit seinen Inhalten beschäftigen können. Dieses Vorgehen ist vor allen Dingen emotionaler Natur, es ist die Reverie und die Container-Contained-Beziehung erforderlich. Der *interpersonale Prozess*, nämlich das, was sich *zwischen* Patient und Analytiker abspielt, und wie der Analytiker dies verarbeiten kann, rückt in den Mittelpunkt.

Während Bion diese Transformationsprozesse von körperlichen Rohempfindungen zum Wort kategorial beschreibt, sind die Beschreibungen von Winnicott mit seiner Verwurzelung in der Kinderheilkunde viel erfahrungsnäher. Doch auch Bions Modelle sind eher ontologischer Natur, da es um die Wahrheit einer emotionalen Erfahrung geht.

Von nicht-sprachlichen Enactments zu träumerischen Bildern und allmählich zu Worten mit Bedeutung – Veränderungen der Behandlungstechnik

Wenn man mit diesen Konzeptualisierungen arbeitet, erhalten die non-verbalen, primitiven oder proto-mentalenen Äußerungen in der analytischen Situation neben dem symbolischen, verbalen Austausch große Aufmerksamkeit. Damit ist gemeint, dass unsere Patienten auf uns einwirken, dass, etwas, was nicht in Sprache gebracht werden kann, sich szenisch, körperlich, sensorisch in der psychoanalytischen Situation zwischen Analytiker und Patient, oft in Verwickelungen, ereignet.

Die Aktualisierung von frühen, nicht mentalisierten Proto-Emotionen aus der Beziehung zum primären Objekt hat eine starke Auswirkung auf die Gegenübertragung der Analytikerin. Sie zeigen sich in körperlichen

Reaktionen, sowohl beim Patienten als auch beim Analytiker in einem psycho-somatischen Bereich auf semiotischem Wege.¹ Da die Trennungs- und Verlassenheitstraumata aus der ganz frühen Zeit der Mutter-Kind-Beziehung nicht repräsentiert sind, müssen sie erst über sprachlich nicht verfügbare Körpererinnerungen und Beziehungsgestaltungen aufgespürt, lange Zeit in der Analytikerin gehalten und dann träumerische Bilder und schließlich Worte dafür gefunden werden.

In diesem Bereich sind auch die Forschungen und Konzepte von Daniel Stern und seiner Gruppe (1986, 2004, 2010) sehr relevant. In seinen Forschungen beschreibt er Mikroprozesse der frühen Mutter-Säuglings-Interaktionen, in denen Bedeutung durch somatische Kommunikation vermittelt wird. Lange bevor wir sprachlich unser Beziehungswissen austauschen, haben wir schon implizites Beziehungswissen entwickelt, wie man mit anderen in Kontakt kommt. Der Austausch zwischen Analytikerin und Patient wird kontinuierlich von dem impliziten Beziehungswissen der beiden Beteiligten geprägt.

1 Es gibt neben den sprachlichen Symbolen auch andere Ausdrucksschemata, die nicht mit der diskursiven Sprache begriffen werden müssen. Man denke hierbei an Rituale, Tanz, und Musik. Langer (1965/1942) nennt dies präsentative Symbolik im Gegensatz zur repräsentativen Symbolik. In der repräsentativen Symbolik, Segal (1996/1991) spricht von echten Symbolen, repräsentiert das Symbol das Objekt für einen Dritten, den Betrachter oder Zuhörer. Objekt und Symbol sind getrennt voneinander. Die infantilen Ausdrucksformen, die nicht mit Worten vermittelt werden, wie lächeln, weinen, schreien, brüllen, strampeln etc. werden als Zeichen (Pierce, 1986, S. 14) verstanden. Ein Zeichen ist ein Ding, das dazu dient, die Kenntnis von einem anderen Ding zu transportieren, Zeichen vertreten jedoch die Referenzobjekte nicht auf fixierte Weise. Das Schreien eines Säuglings ist nicht automatisch ein Zeichen für Wut. Das Schreien ist ein an die Mutter gerichtetes Zeichen. Mutter und Säugling entwickeln allmählich die semiotischen Fähigkeiten, die Äußerungen des anderen zu verstehen. Bei jedem Schritt des zunehmenden, interaktiven Verständnisses muss ein Objekt dem Säugling dabei helfen. Man kann sich vorstellen, dass ein Baby Zeichen gibt, dass es Hunger hat, bevor es sich selbst dieser Verfassung bewusst ist. Die Mutter könnte sagen: »Was ist los, mein Liebes, bist du hungrig?« Das Baby wird sich beruhigen, wenn es die Botschaft der Mutter als einen Index eines »containing objects« erlebt. Containing ist so verstanden ein semiotischer Prozess, indem die Mutter, die Analytikerin, die Mitteilungen des Säuglings übersetzt. Man kann sich vorstellen, wie ein semiotischer Prozess zwischen einer psychisch kranken, depressiven Mutter und ihrem Kind entgleist. Eine entgleiste Beziehung kann durch neue Übersetzungen im Prozess einer Analyse verändert werden. Wichtig ist, dass die Gesten, die Stimme der Analytikerin als auch die lexikalische Bedeutung ihrer Worte dieselbe Bedeutung zum Ausdruck bringen. Daher muss sie beständig die eigene Gegenübertragung überprüfen.

Klinik

Aus einer Kinderanalyse: Der fünfjährige Alex

»Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen:
Wurzeln und Flügel.«

Johann Wolfgang von Goethe zugeschrieben

Alex sah ich zum ersten Mal zu einer Konsultation, weil er im Kindergarten durch sein jähzorniges und aggressives Verhalten, das mit Rückzugsverhalten abwechselte, aufgefallen war. Er zog sich im Kindergarten in die Toiletten zurück und verbrachte dort mit merkwürdigen Lautspielen seine Zeit. Er trug noch jede Nacht eine Windel, nässte und kotete auch immer wieder tagsüber ein. Bei Alexs Geburt waren beide Eltern noch in Ausbildung. Die überraschende Schwangerschaft war für die Eltern eine Katastrophe, sowohl aus inneren wie aus äußeren Gründen. Sowohl der Vater als auch die Mutter hatten eine sehr traumatische Kindheit mit schwierigster Ablösung von den Eltern in der Adoleszenz. Die Schwangerschaft verlief äußerst schwierig. Hormonelle Störungen bei der Mutter führten beinahe zum Absterben der Plazenta, und Alex kam frühzeitig durch einen Notkaiserschnitt auf die Welt. Als Baby hatte Alex von Anfang an Ernährungsstörungen. Er wurde nicht gestillt, weil seine Mutter dies eklig fand. In Alex erstem Lebensjahr war sein Vater für ihn zuständig. Er schrie ständig und konnte nur durch permanenten Körperkontakt beruhigt werden. Mit einem Jahr kam Alex in eine Kinderkrippe. Die Eltern hatten kaum Zugang zu den Nöten von Alex. Ihnen zufolge war Alex ein Frühentwickler, mit einem Jahr konnte er laufen und mit zwei Jahren sprechen.

Bei meiner ersten Begegnung mit Alex bedrückte mich sein altkluger Gesichtsausdruck, und seine motorische Unruhe machte es schwer, mit ihm in Kontakt zu kommen. Alex begann in großer Hektik, ein konventionelles Bild nach dem anderem zu malen und es dann zu zerreißen. Als ich ihm sagte, dass er sehr unter Druck sei, bei mir alles richtig zu machen, um nicht hinausgeworfen zu werden, sagte er mit lauter Stimme in Kommandoton: »So malt man Blumen. So sehen alle Blumen aus.«

Doch nach einer Weile nahm er ein großes Blatt und malte ein Haus, das er gänzlich mit schwarzen Gittern überzog. Sogar das Dach war von Gittern überzogen. Dazu malte er eine schwarze Sonne und sagte: »Die ist traurig«. Als ich ihn fragte: »Und Du?«, schaute er mich zum ersten